











(Nachdruck verboten.)

## Der Amerikaner.

[2] Original-Roman von Jenny Hirsch.

„O, ich bin dieſem Umſtande gar nicht dankbar“, verſetzte der Amerikaner, „dieſe meine Reiſegeſellſchaft gern noch länger behalten. Würden Sie wirklich etwas dagegen haben, gnädiges Fräulein, wenn ich bis Berlin im Koupee geblieben wäre?“

„Nicht das Geringſte, denn meine Fahrt erreicht in Friedrichsruh ihr Ende,“ antwortete ſie, ohne ihren Worten einen beſonderen Nachdruck zu geben und dennoch fühlte er ſehr gut die Zurechtweiſung, welche für ihn darin lag.

„Verzeihung, mein Fräulein, ich bin ein formloſer Geſell, dem man in Deutſchland erſt noch den Schliſſ geben muß,“ bat er und ſuchte ihre in einem gut ſitzenden dänischen Handschuh ſteckende Hand zu erhaſchen. Sie wußte das geſchickt zu verhindern, aber ſein Ton war ſo ehrlich, ſein Blick ſo gerade, daß ſie ſich nicht beleidigt abzuwenden vermochte, ſondern weiter mit ihm plauderte, obwohl ihre Reiſegeſährtin ihre tiefe ſittliche Entrüſtung durch Kopfschütteln und Räuspfern zu erkennen gab und ein lautes Geſpräch mit Lotting begann, um des Kindes Ohren vor dieſer Unterhaltung zu bewahren. Sie war harmlos genug und beide Theilnehmer hätten ſpäter kaum anzugeben gewußt, um welche Gegenſtände ſie ſich hauptſächlich gedreht hatte; dennoch war ſie ihnen ſehr anziehend erſchienen und beide bemerkten mit ſüßem Bedauern, daß der Zug langſamer zu fahren begann.

„Friedrichsruh, fünf Minuten Aufenthalt!“ hieß es, die Waagenthüren wurden geöffnet und der Schaffner ertheilte dem Amerikaner noch die Weiſung: „Im drittnächſten Wagen iſt Platz. Beilen Sie ſich.“

Der Amerikaner beeilte ſich trotzdem nicht, ſondern war erſt ſeiner jungen Reiſegeſährtin behilflich, eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Packete, die ſie, wie er jetzt erſt bemerkte, um und neben ſich in Koupee untergebracht gehabt, auf den Fahrſteig zu befördern. Troß ihres Sträubens und ihrer Warnung, er ſetzte ſich zu lange aufhalten und den Zug davon fahren laſſen, ſtellte er ſeine Thätigkeit nicht ein, bis das letzte Stück in ihren Händen war. Dann freilich mußte er mit einem haktigen Gruß zu dem ihm angewieſenen Wagen eilen, denn die fünf Minuten Aufenthalt waren bis auf wenige Sekunden verſtrichen. Aus dem Wagenfenſter ſah er, wie ein Kurier des Fürſten Biſmarck, der ein Portefeuille gebracht, ſich mit einem andern, das er dagegen in Empfang genommen, in der Richtung nach dem Schloſſe entfernte.

Dieſer Vorgang würde ſonſt wahrſcheinlich ſein Intereſſe erregt haben; heute achtete er wenig darauf, denn ſeine Aufmerkſamkeit war anderweitig in Anſpruch genommen. Er verfolgte mit den Augen ſeine Reiſegeſährtin, die von einem draußen Dienſtmädchen, mit dem charakteriſtiſchen weißen Häubchen der Hamburger Dienerinnen auf dem Kopfe, erwartet worden war und nun dieſes, wie ſich ſelbſt, mit den mitgebrachten Packeten belud.

„Wer ſie ſein mag?“ dachte er, während er ihr nachſchaute, bis eine Baumgruppe ſie ſeinen Blicken entzog.

Aus ihrem Geſpräch hatte er nur entnehmen können, daß ſie in Friedrichsruh bei einer ältern kränklichen Dame lebe und heute mit dem Frühzuge nach Hamburg gefahren ſei, um dort Einkäufe zu machen; aber keine Andeutung über das Verhältniß, in welchem ſie zu jener ſiehe, war ihr entſchlüpft. Mehrmals hatte er ſich verſucht gefühlt, ihr ſeine Karte zu überreichen, es jedoch immer wieder unterlaſſen. Die ſpähernden Augen der Mecklenburgerin hatten ihn daran verhindert und noch mehr die Befürchtung, das junge Mädchen könne darin eine unzarte Aufſorderung ſehen, ihm nun auch ihren Namen zu nennen.

Jetzt bereute er es faſt, ſo ſehr zurückhaltend geweſen zu ſein.

„Raum trafen wir uns auf derſelben Station, Verliebter Prinz Alexander, Da bläſt ichon wieder der Poſtillon Und bläſt uns auseinander!“

deklamirte er den Heineſchen Vers leiſe vor ſich hin, War er vorher mittheilsam geſtimmt geweſen, ſo fühlte er jetzt gar keine Luſt, mit ſeinen neuen Reiſegeſährtin ein Geſpräch anzuknüpfen. Er drückte ſich in ſeine Ecke, ſchloß die Augen und überließ ſich ſeinen Gedanken.

„Wäre die Dame, bei der ſie lebt, ihre Mutter, ſo würde ſie das ſagat haben“, überlegte er und vergegenwärtigte ſich noch einmal ihre ganze Erſcheinung. Ihr Weſen war vollſtändig das, was man in ſeiner Heimath mit ladylike bezeichnete. Damit ſtand aber für ihn in Widerſpruch der ſehr einfache Anzug, die ohne Begleitung unternommene Fahrt nach Hamburg zur Verſorgung zahlloſer Einkäufe und am allermeiſten der Umſtand, daß ſie am Bahnhof ſeinen Wagen genommen und ſich ſelbſt mit einem nicht unbedeutlichen Theil der mitgebrachten Sachen abgeſchleppt hatte.

„Sie befindet ſich in einer abhängigen Stellung,“ folgerte er, „iſt Geſellſchafterin, Hausdame oder etwas ähnliches bei einer alten, kränklichen, launenhaften, anſpruchsvollen Frau, die das arme Kind, das wahrſcheinlich in beſſeren Verhältniſſen aufgewachſen und durch widrige Schickſale in dieſe Lage gebracht iſt, quält und ausnußt.“

Er ſpann ſich einen kleinen Roman zuſammen.

„Wienberge!“ riefen die Schaffner. Er fuhr jäh in die Höhe und rief ſich, als ob er wirklich geſchlafen hätte, die Augen.

„Wahrhaftig, Du träuſt am hellen Tage!“ rief er, wie um ſich vollends zu ermannen ganz laut. Er konnte ſich das erlauben, denn die übrigen Inſaſſen des Wagens benutzten den kurzen Aufenthalt, um ſich im Reſtaurationsloſal zu ſtärken, und er befand ſich allein.

„Träumen,“ wiederholte er. „Wie kommſt Du dazu, Rowland Porter, Sohn von Henry Porter und Junior der Firma von Porter, Mowbray und Komp. in New-York und Chicago?“ Er ſprach die letzteren Worte englisch und mit einer Betonung, als liege in ihnen ein ſicherer Schutz gegen alle derartigen ungesunde Anwandlungen.

„Iſt es die Luſt, die mich umgiebt, oder iſt es das deutſche Blut in meinen Adern oder ſind es — er dämpfte die Stimme als ſchöne er ſich vor ſich ſelbſt des halben Eingekämniſſes — ein Paar braune Mädchenaugen, in die ich ein wenig zu tief geſchaut habe?“

„Ah bah!“ Er ſchnippte mit dem Finger, „ſie machte ja nur Eindruck auf mich, weil ſie einen ſolchen Gegenſatz zu den hellblauen wimperloſen Augen des Mecklenburger Badſchens bildete. Ohne dieſe Fojie wären ſie mir wahrſcheinlich ebenſowenig ſchön erſchienen wie das übrige Geſicht. Berlin wird mir hoffentlich auch im Punkte der weiblichen Schönheit noch eine ganz andere Augenweide gewähren,“ beendete er ſein Selbſtgeſpräch mit einer leichtfertigen Wendung, die gar nicht recht zu dem verſtändigen, ja ſogar ein wenig nüchternen Ausdruck ſeines lässlichen Geſichtes mit dem feſten, energiſchen Kinn, der ſteilen wohlgeformten, aber großen Naſe, dem ebenfalls großen ausdrucksvollen Mund und den ſchiefergrauen, klaren und verſtändigen Augen paſſen wollte.

Rowland Porter, Junior der Firma Porter, Mowbray und Comp. ſollte übrigens während der erſten längeren Eisenbahnfahrt, die er auf deutſchem Boden unternommen hatte, an ſich die Erfahrung machen, daß man einem Gedankengang nicht ſo leicht mit dem befehlenden Ruſe „Schluß“ ein Ende bereiten kann wie einem Geſpräch am Telephon.

Die beiden Herren, mit welchen er das Coupee theilte, waren zurückgekehrt; alle drei hatten Cigarren angezündet und erfüllten den engen Raum mit dichtem blauen Dampf; die Fahrt hatte von neuem begonnen

und da sie durch eine Gegend ging, welche dem Auge wenig Abwechslung bot, so bemühte Rowland sich, zur Ablenkung seiner Gedanken auf das zwischen seinen Reisegefährten schnell wieder in Gang gekommene Gespräch zu lauschen. Es war ihm unmöglich, den Angelegenheiten, welche zwischen den beiden Herren verhandelt wurden, auch nur das flüchtigste Interesse abzugewinnen, und schnell genug ertappte er sich darauf, daß er die Unterhaltung mit dem braunäugigen Mädchen doch wieder fortsetze.

Jetzt erwachte sein Trost. „Ich will nicht,“ murmelte er und wandte seine Gedanken Dingen zu, die bisher Herz und Sinn am stärksten erfüllt hatten. Das elegante, vornehme Landhaus in Brooklyn tauchte vor ihm auf, wo seine noch immer schöne, stattliche Mutter so trefflich zu repräsentiren verstand, der frohe Kreis, der sich darin zusammenfand. Die ältesten, bereits verheirateten Schwwestern mit ihren Gatten und Kindern, die zarte Ellen, das Baby der Familie, der ältere Bruder und vor Allem die etwas gebeugte Gestalt des kränklichen Vaters, den er über Alles liebte, von dem er sich so schwer getrennt hatte, und der mit seinen Schilderungen der unversehrten deutschen Heimath ihm doch die unbeswingliche Sehnsucht danach ins Herz gepflanzt hat. Er vergegenwärtigte sich die letzte Unterredung mit dem Vater, dessen Lehren und Weisungen; er stand im Comptoir zu New-York und reichte abschiednehmend dem alten Buchhalter und dem Kassirer die Hand; von seinem Bruder geleitet, begab er sich auf das Schiff, das die Anker lichtete, langsam verschwand den Klüften, und er ward inne — daß er alle die lieben Gestalten von daheim seiner jungen Reisegefährtin geschildert, daß er alle die Vorgänge, welche er sich in's Gedächtniß zurückgerufen, nur ihr erzählt, ja daß er ihr sogar ein Geheimniß ausgeplaudert hatte, das er wohlverzahrt im tiefsten Schreine seines Herzens von jenseits des Oceans mitgebracht und mit dem Flug und gut zu verfahren er dem Vater, der es ihm anvertraut, gelobt hatte.

Erst das auf dem Bahnhof in Berlin herrschende lebhaftere Treiben und die Eindrücke, welche er auf der Fahrt vom Lehrter Bahnhof nach dem Hotel Metropole, wenn auch nur flüchtig, von der Reichshauptstadt empfing, gaben seinen Gedanken eine andere Richtung.

Als er jedoch in den ihm angewiesenen Zimmern seine Koffer auspackte und seine Einrichtung für einen längeren Aufenthalt traf, da war es ihm wieder, als vollbringe er das alles unter ihren Augen und als sähe er ihr schalkhaftes Lächeln, wenn er sich dabei ungeschickt benahm und die Dinge nicht in die dafür geeigneten Behältnisse legte.

„Es wird nichts helfen, ich werde auch noch von ihr träumen!“ aufzte er in drolliger Ergebung.

### Etwas vom Tanzen.

Wir leben in der Zeit des Fasching, und Cupido hat sein Schlachtfeld wieder im Ballsaal aufgeschlagen. Nirgendwo kann der kleine Liebesgott seine Werbetrommel lauter rühren als beim Tanze; keine Gelegenheit ist mit Liebe und Liebeswerben mehr verknüpft als der Tanz und die ihn begleitende Grazie. Wollte man glauben, daß dieser mit einer gewissen Romantik verbundene Zustand zu allen Zeiten geherrscht hat, so wäre man in einem großen Irrthum befangen. Die Bedeutung des Tanzes als Mittel zur Erleichterung und Beförderung des Werbens und der vorehelichen Bekanntschaft ist erst im Mittelalter gewürdigt worden. Ein ungemöhnlich freisinniger Theologe des 16. Jahrhunderts äußert sich darüber in folgenden Worten: „Der Tanz ist in der achtungswerthen Absicht in's Leben gerufen und gestattet worden, daß das junge Volk sich in der Gegenwart vieler Personen gut zu benehmen lerne, und daß junge Männer und junge Mädchen eine Gelegenheit hätten, ehrbare Reizungen für einander einzugehen. Denn beim Tanzen ist es leicht, die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten der jungen Leute zu beobachten und sich zu merken.“ Die Zeiten haben sich geändert; die Mode- und Gesellschaftszeitungen heutigen Tages werden nicht müde, die Thatsache zu beklagen, daß die jungen Männer — namentlich die „begehrtesten“ und „geachteten“ — alles Interesse am Tanzen verloren zu haben scheinen. Fragen wir, wen der Tadel trifft, so lautet die Antwort entschieden: „Die Männer laum.“ Es ist „die Mode“, welche dafür verantwortlich zu machen ist, und die Mütter, welche die Heirathsaussichten ihrer Töchter, ebenso wie ihre Gesundheit, Schönheit und Individualität

### II.

„Soll ich wirklich Kaffee trinken, Adelheid? Es ist doch gar zu heiß heute!“ sagte der Bankier Christian Nagel, sich aus seiner bequemen Lage im Schaukelstuhl aufrichtend, und blickte zweifelnd zu einem schlanken, schönen jungen Mädchen auf, welche ihm auf einem silbernen Tablett eine Tasse des soeben von ihr bereiteten duftenden Getränkes bot.

„O Papa, ich habe mir so viel Mühe gegeben, den Kaffee nach Deinem Geschmack zu machen, und nun willst Du nicht davon trinken!“ entgegnete die Tochter mit leisem Vorwurf.

Was es der Ton ihrer Stimme, war es der Blick ihres blauen Auges oder war das verlockende Aroma, was der Tasse entströmte, Herr Nagel vermochte nicht zu widerstehen. Er nahm die Cigarre, welche er rauchte, zwischen zwei Finger der linken Hand, ergriff mit der rechten die Tasse und führte sie an den Mund; setzte sie aber sogleich wieder auf ein in seinem Bereiche befindliches Tischchen. „Ich will den Kaffee erst ein wenig abkühlen lassen,“ seufzte er etwas korpulente Herr und trocknete sich mit dem Battiststuch den Schweiß von der hohen, kahlen Stirn.

„Du scheinst ja außerordentlich unter der Hitze zu leiden, mein lieber Christian,“ ließ sich eine tiefe, wohlklingende Frauenstimme vernehmen, aber es lag in dem Ton, in welchem die Worte gesprochen wurden, weit eher ein leichter Spott mit einer Mischung von Schadenfreude als Mitleid. Auch das Gesicht der Dame, die, in einer Zeitschrift blätternd, sich in halb liegender Stellung auf einer Chaiselongue befand, ließ über den Sinn der Worte nicht im Zweifel, — ein triumphirendes Lächeln lag um die Augen und zuckte in den Mundwinkeln.

Die Familie, zu welcher noch ein junger Mann gehörte, der mit einem Buche in der Hand an einem der weitgeöffneten, nach dem Garten gehenden Fenster eines kleinen neben dem Freizeimmer gelegenen Salons saß, hatte soeben ihr Mittagsmahl eingenommen. Da dies nach der im Hause des Bankiers feststehenden Sitte zu einer ziemlich späten Stunde geschah, so herrschte bereits eine leichte Dämmerung im Zimmer, trotzdem war die Luft schwer und drückend. Der September hatte noch eine für diese Jahreszeit ungewöhnlich große Wärme gebracht, kein Luftzug bewegte die im Garten befindlichen alten Bäume und diese sandten wohl einen leise an den Herbst mahnenden Duft, aber keine Kühlung in das Gemach.

„Welch eine Frage, liebe Marie! Das Wetter ist ja ganz abnorm, ich denke, wir leiden alle darunter!“ antwortete der Bankier, sich geschickt den Anschein gebend, als habe er den eigentlichen Sinn der Frage nicht verstanden; so wohlfeilen Kaufes sollte er indeß nicht davon kommen, denn Frau Nagel fuhr mit einem leichten Seufzer fort: „Am Strande muß es jetzt herrlich frisch sein. Wenn wir in Ostende oder Scheveningen wären!“

(Fortsetzung folgt.)

diesem gräßlichen Festlich opfern. Die Schuld, daß die Männer das Interesse an dieser Kunst so augenscheinlich verlieren, trägt die von der „Mode“ vorgeschriebene späte Zeit, zu welcher Tänze und Bälle beginnen. Die Männer aller Gesellschaftsklassen haben taagsüber ihr regelmäßiges Werk zu verrichten. Von diesen Zeiten nach der Art der Arbeit des Tages zu verlangen, auf ein Tanzvergnügen zu gehen, das um Mitternacht anfängt und um fünf oder sechs Uhr früh Morgens aufhört, heißt soviel, wie das Begehren eines Selbstmordes fordern. Verständige Männer glauben aber weder an die Nothwendigkeit noch an den Reiz eines solchen langsamen Selbstmordes und vermeiden deshalb diese späten Tanzpartien.

Versuchen es die gesellschaftlichen Tonangeberinnen einmal, ihre Modeansichten aufzugeben und zu Bällen einzuladen, die Abends um 7 oder 8 Uhr beginnen und um Mitternacht zu Ende sind. — sie werden die Erfahrung machen, daß die „wünschenswerthen“ jungen Männer diesen vernünftigen Veranstaltungen, denen sie jetzt anständig aus dem Wege gehen, mit heiligem Eifer zuweilen werden. Die nächste Folge davon ist, daß eine wahrhaft überraschende Abnahme der Zahl der alten Junggesellen zu verzeichnen ist, wie gleichfalls eine solche der Zahl der „Mauerblümchen“. Sollten sich Väter, welche heirathsähige Töchter besitzen, nicht moralisch verpflichtet halten, diese Reform muthig zu unterstützen? „Mütterliche Liebe schließt nicht nur (wie sich ein genauer Kenner der Verhältnisse äußert), Pflege, Erziehung und Sorge während der ersten zwanzig Jahre des Lebens der Tochter in sich, sondern auch vorausblickende Fürsorge für den den doppeltel Zeitraume umspannenden Rest desselben, welche sich zunächst nach zu bethätigen hat, daß das junge Mädchen einen Gatten

nach ihren eignen Sinnen wählen kann.“ — Ueber Dinen von heute kennen zur Genüge die Tänze, welche Liebe athmen, und deren charakteristische Eigenthümlichkeiten: die Mazurka und Polonaise der Polen, den Fandango der Spanier; den Wiener Walzer, den Liebestanz par excellence u. s. w., und mit Recht lächeln sie über die feierlichen Gavotten, Menuette, Sarabanden und Allemanden, die nicht von feurigen, jungen Leuten mit Passion und Inbrunst getanzet werden, sondern von ehrwürdigen Bärchen, deren Perrücken, Kragen, Jabots, Rüschen und aufgeplusterte Staatskleider die Ausführung schneller und rhythmischer Tanzfiguren selbst dann nicht gestattet haben würden, wenn das warme Blut der Jugend in ihren Adern pulstret hätte. All dieser erkünstelte und schneckenhafte Pomp ist ihnen zum Glück fremd; aber vielleicht interessiert es sie, einige Tänze echt deutschen Charakters kennen zu lernen im Lichte und in der Färbung der nationalen Eigenthümlichkeiten unserer Vorfahren.

Vergessen wir uns in eine Gesellschaft des 15. Jahrhunderts. Die Freunde des Mahles sind zu Ende, die Tanzmusik erklingt, und zwölf Paare treten in den Raum, um den „Zwölfsmonats-tanz“ zu beginnen, mit dem meistens jedes Tanzvergnügen eröffnet wurde. Bei dem Anfange stampften alle Tänzer gemeinschaftlich mit dem rechten Fuße stark auf, wozu die Schellen klirrend erklangen; dann klatschten alle in die Hände und gingen darnach, erst mit in den Kreis gekehrtem Gesicht, nachher mit abgewandtem, mehrere Male ringsum, d. h. sie machten Ronde vor- und rückwärts, wobei alle fröhlich jauchzten. Nun gruppirten sich vier Parteien, jede zu drei Paaren, die verimuthlich die vier Jahreszeiten darstellten sollten, und wiederholten diese Touren im Kleinen; doch so, daß eine Partie zu Sechsen nur immer allein tanzte. Zwischen diesen stampfte die ganze Versammlung von Neuem gemeinschaftlich mit den Füßen auf und klatschte. Zuletzt reichte man sich die Hände, wie es scheint en chaine, und schloß mit einem lauten Jubelgeschrei. Der Tanz gefiel allgemein, da er jedem Einzelnen Gelegenheit gab, in gleichem Maße Grazie wie Kraft zu entwickeln.

Der zweite Tanz war in der Regel der „Totentanz“. Alle Anwesenden, die Lust hatten, theilzunehmen, ordneten sich paarweise nebeneinander im Kreise; die Musik ertönte, und mit Jubel und Jauchzen Aller fing der Tanz an. Nach kurzer Zeit verstummt plötzlich die Musik, und ein Herr, der sich still in der Mitte des Saales gehalten hatte, fiel nieder und stellte sich lödt. In der Regel wurde der Betreffende durch das Loos bestimmt. Von allen Lippen erscholl dumpfer Todtengesang. Mit abwechselnden, hüpfenden, zum Theil possirlichen Sprüngen näherte sich eine Dame nach der andern dem Todten und küßte ihn, ohne daß er sich regen durfte. Gatten alle Tänzerinnen das Auf-Ceremoniell vollzogen, so ertönte die Musik von Neuem in frohen Tönen, und der Todte stand auf. Man umtanzte ihn im Kreise mit großer Ronde, und damit war der Tanz beendet. In der Regel riefen die Tänzer dann laut: „Nun auch eine Todte!“, und den Damen half kein Widerstreben. Auch bei ihnen entschied das Loos, und nun thaten die Herren wie vorher die Damen; im Uebrigen blieb Alles dasselbe.

Der nun folgende Tanz, der „polnische“, galt als der ruhigste und geledeste und hat verimuthlich mit der heutigen Polonaise Aehnlichkeit gehabt. Er erforderte, wie eine alte Chronik sagt, „große Bewegung und liebliche Reize mit Rücken und Knippen und Kuappern“. Ihn tanzten Alle mit, selbst die älteren Personen. Die zierlichen, anmuthsvollen Bewegungen dieses Tanzes ließen die Schönheit der Form: wie die Pracht der Kleidung vortrefflich bemerken. Nicht so war es mit dem sich daran anschließenden „Capriolentanz“. Da er viel Uebung forderte, konnte er nur von wenigen getanzet werden. Man sprang in hohen und niederen, halben und ganzen Capriolen, „zwerch und überzwerch“, und es gab dabei Anlaß zu mancherlei herausfordernden Geberden. Die Musik scheint Anglissetakt gewesen zu sein.

Ernsthafte Personen verließen bei diesem Tanze, der vielen Anderen großes Vergnügen machte, wohl das Zimmer. Nun folgte der sich sehr lange ausdehnende „Drehtanz“, den viele Paare auf einmal tanzen konnten und der aller Wahrscheinlichkeit nach unserem jetzigen Walzer oder dem „Zweitritt“ sehr ähnlich war. Mit seinem Ende schritten die Paare fast regelmäßig zur Abendtafel, wobei jeder Herr seine Dame führte. Nach aufgehobenem Mahle ging man wieder zum Tanze über. Die älteren Personen begaben sich auch damals schon zumeist in Nebenzimmer, um zu „dobeln“, d. h. Würfel zu spielen, heute „skaten“ sie. Die Uebri gen begannen da, wo sie aufgehört hatten, mit einem „Drehtanz“. Er leitete den zweiten Theil ein. Ihm folgte der „Bortanz“. Ein Paar machte zuerst die

Schritte vor, ihm folgten dann die übrigen, doch so, daß sie einzeln Gruppen bildeten.

Besondere Aufmerksamkeit erfreute sich ein damals neu aufgekommener Tanz: der „Zäuner“. Die Tänzer bildeten zwei Reihen oder, wie man es nannte, Zäune, während in der Mitte einige Paare herumiriprangen, um welche sich die anderen tanzend herumbewegten. Der Tanz hatte viel Aehnlichkeit mit der Cossajase. Von dem sich anschließenden „Taubentanz“ können wir nicht viel Genauer beschreiben; aber es scheint, daß jene Eigenthümlichkeit in dem hüpfenden Zusammenklopfen der Füße nach Art des Masureks bestanden habe. Der Bechluß wurde mit dem „Schmoller“ gemacht. Die tanzenden Paare kehrten dabei einander in scheinbarem Unwillen den Rücken zu und suchten sich zuletzt zu versöhnen. Zumeist stahl dabei der Herr seiner Dame einen Veröhnungskuß.

Wie wäre es, wenn die eine oder andere Dame der Gesellschaft mit der vorgeschlagenen Reform einen schlichteren Versuch machte und dabei diese wirklich echten „alt-deutschen Tänze auf die Tanzarte setzte? Wer magt, gewinnt!

(Nachdruck verboten.)

## Die Platzfurcht. \*)

Von Dr. Fr. Ranxow.

Unter dem Namen: Agoraphobie beschrieb der seither verstorbene berühmte Nervenarzt Westphal im Jahre 1871 eine nervöse Krankheit, die sich bisher der ausdrücklichen Kennzeichnung durch die Aerzte entzogen hatte, die aber seitdem als eine sehr häufige Begleiterscheinung allgemeiner nervöser Erkrankungen oft beobachtet wird. Sie ist als Platzangst, Platzfurcht, unzutreffender auch als Platzschwindel, heute auch in Laienkreisen sehr bekannt.

In den ausgesprochensten Fällen tritt bei den Kranken ein schwerer, nervöser Zustand in dem Augenblicke ein, wo sie einen freien Platz überschreiten wollen. Sie werden plötzlich mitten im besten Wohlbefinden von einer unerklärlichen Angst befallen, und zwar von einer tödtlichen Angst, als ständen sie vor einer, das Leben unmittelbar bedrohenden, entsetzlichen Gefahr.

Die Kranken bebten am ganzen Leibe, die Brust ist ihnen zugeschnürt, das Herz klopft zum Zerpringen, Hitze und Frost wechseln im Augenblicke, der Angstschweiß dringt aus allen Poren, der Fuß klebt am Boden, ein böser Alp lähmt alle Glieder, vor den Augen tanzen farbige Flecken und in den Ohren hämmern die Glocken des jüngsten Gerichts. Jeder Versuch, den der von der klaren Einsicht der Grundlosigkeit dieser entsetzlichen Angst unterstützte Wille macht, den geheimnißvollen Empfindungen Trotz zu bieten, verschlimmert die Erscheinungen — und der Kranke ist gezwungen, umzukehren oder den Platz zu umgehen.

Aehnliche Angstzustände treten zuweilen, jedoch seltener, auch auf, wenn der betreffende Kranke lange, menschenleere Straßen, zu durchschreiten hat, wenn er eine Kirche, ein Versammlungsgelände betritt, zuweilen auch beim Passiren einer Brücke. Analoge Erscheinungen befallen wieder andere Kranke, wenn sie ohne Begleitung im offenen Wagen fahren u. s. w.

Seltam ist, daß alle diese schweren Symptome ausbleiben pflegen, wenn sich der Kranke in Gesellschaft, sei es auch nur eines Kindes, befindet, manchmal auch, wenn er einen Gegenstand in der Hand trägt, wenn er den Platz im Lauffschritt nimmt, oder sich mit einem Glase Wein Muth trinkt.

Wenn man die häufig den gebildeten Ständen angehörigen, oft sehr intelligenten Kranken fragt, was denn dieser fürchterlichen Angst zu Grunde liegt, so müssen sie meistens zugeben, daß keine bestimmte Vorstellung den Komplex der Symptome auslöst. Die Angst überfällt sie plötzlich, mitten in der harmlosesten Gemüthsstimmung, und verschwindet in dem Augenblicke, wo sie die Absicht aufgeben, den Platz zu überschreiten.

Es bequemt ihnen sogar zuweilen, daß sie, tief in Gedanken versunken, ohne auf den Weg zu achten, einen solchen Platz überschritten haben, und sie erzählen, daß dabei keine Anbeutung des

\*) Wir entnehmen diesen Artikel der bekannten vorzüglich geleiteten Familienzeitchrift „Zur Guten Stunde“ (Berlin W. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Preis des 14-Tagesheftes M. 0.40). Die Zeitschrift zeichnet sich dadurch vor allen deutschen illustrierten Familienblättern aus, daß sie neben spannenden Romanen und Novellen erörtert Autoren stets gründliche, klare Artikel über Alles bringt, was das Interesse der Zeit hervorrufend in Anspruch nimmt. Wir empfehlen das Blatt unsern Lesern als warmste.

Lebens aufgetreten ist. — Weniger scharfe und ehrliche Selbstbeobachter konstruieren sich nach der bekannten Erfahrung, daß der Mensch sich Gründe für seine Handlungsweise zurechtmacht, wenn er keine anzugeben weiß, nachträglich eine Vorstellung zusammen, die nach ihrer Ueberzeugung der Angst zu Grunde gelegen habe, z. B. sie hätten gefürchtet, von einem Schlagfluß getroffen zu werden und dergleichen.

Eine verwandte Erscheinung ist die Kautrophobie, die Angst vor dem verchloffenen Zimmer. Man hat beobachtet, daß solche Kranke, wenn sie plötzlich bemerkten, daß sie in einem verchloffenen Zimmer allein waren, in ihrer Todesangst zum Fenster hinaus sprangen, weil ihnen ihr Gemüthszustand nicht einmal mehr die Ueberzeugung gestattete, daß man durch die Thür zu gehen habe.

Westphal selbst verwahrte sich noch sehr energisch dagegen, daß man diese Zustände mit den bei geistigen Erkrankungen aller Art vorkommenden „Zwangsvorstellungen“ zusammenwerfe. Heute jedoch scheint unter den Neuropathologen im Allgemeinen Uebereinstimmung darüber zu herrschen, daß man die Agoraphobie und Kautrophobie mit einer ganzen Anzahl anderer Phobien, so weit sie bei Individuen erscheinen, die nicht Symptome schwerer Nervenkrankheiten aufzeigen, als Theilerscheinungen einer der verbreitetsten Nervenaffektionen aufzufassen hat, nämlich der Neurasthenie.

Lange vor Beard, der den ausgezeichneten Namen erford, war die eigenthümliche Krankheit von namhaften Klinikern gesehen und geschildert worden. Jedenfalls ist aber jetzt diese Neurasthenie neben der Hysterie die eigentliche Signaturgebende, die Modestkrankheit unseres Jahrhunderts-Endes.

Die Krankheit ist charakterisirt zunächst durch eine auffallende Ermüdbarkeit der willkürlichen und unwillkürlichen Muskeln, starke Schweiß- und Herzklappen selbst bei leichter körperlicher Bewegung, durch Empfindungsstörungen in allen Theilen des Körpers; und in geistiger Beziehung durch eine außerordentlich leichte Erregbarkeit und einen Mangel an seelischem Gleichgewicht, der die Stimmung in kürzester Zeit, unter verhältnißmäßig unbedeutenden Erregungen des Gemüthes, vom „Himmel hoch jauchzend“ zum „Tode betrübt“ schwanken läßt.

Auf kleine Anlässe hin lassen sich solche Menschen bis zu Thränen begeistern und rühren, geraten in die freudigste Ekstase, in das geistigste Seligkeits- und Kraftgefühl: aber ebenso leicht geben sie sich auch Ausbrüchen von Zorn, Schmerz, Kummer hin; versinken in Trübsal, spinnen sich in Gedanken ein, „fangen Grillen“, und sind Beängstigungen ausgesetzt bei Gelegenheiten, welche dem normalen Menschen keine Vermehrung der Pulszahl eintragen.

Zu diesen Beängstigungen gehört in hochgradig gesteigerten Fällen auch die Blasangst, die wohl immer mit anderen Symptomen der Neurasthenie einhergeht, namentlich mit der berüchtigten Spinal-Irritation, einem höchst unangenehmen und belästigenden schmerzhaften Ermüdgungsgefühl im Verlauf der Wirbelsäule.

Wohin man solche Kranke, überhaupt die Neurastheniker rechnen soll, ist eine schwierige Frage. Eine eigentliche Geisteskrankheit liegt gewiß nicht vor. Nicht nur, daß sich bei den oft außergewöhnlich begabten Kranken keine Spur einer Störung der höheren geistigen Kräfte zeigt, so scheint im Gegentheil das mit der Neurasthenie verbundene Uebelbefinden der Tribut zu sein, den fast alle großen Denker und Künstler der Menschlichkeit zu zahlen haben. Ob die Organisation des Säugethierleibes die sozusagen parasitische Herrschaft eines bis ins Feinste veredelten, unmäßig arbeitenden Gehirnes nicht verträgt; ob die soziale Belastung neben der geistigen die Schuld trägt, ob hier vielleicht, wie einige kühne Naturphilosophen meinen, die Natur in der naiven Grausamkeit der Schöpferin diejenigen Wesen auszuscheiden bemüht ist, die für den immer schwerer werdenden Kampf ums Dasein nicht die geeignete Organisation aufweisen, um eine Klasse von Uebermenschlichen zu gebären, darüber wird unsere Generation wohl keine Klarheit mehr gewinnen.

### Allerlei.

**Die Hygiene des Badens in früheren Jahrhunderten.** Die no<sup>+</sup> in vielen Gegenden Deutschlands herrschende Sitte, daß die Braut ihren Verlobten am Hochzeitstage Hemden zum Geschenk macht, ist aus der Zeit der Kreuzzüge auf uns überkommen und wurzelt in der ursprünglichen Stimmung, daß diese Wäschestücke Badelieder waren. Bekanntlich hatten die Kreuzfahrer im Morgenlande vielfach unter dem

Auslage zu leiden. Wie die Wissenschaft feststellt, ist die Heimath dieser ansteckenden und ekelregenden Krankheit Egypten, wo der Mangel an reinem Wasser, der Genuß der in faulenden Seen und Teichen gefangenen und schlecht gefalzenen Fische, sowie ein hart gefalzener, kalbfauler Käse die Kost des gemeinen Mannes ausmachen. Diese Krankheit steckte auch die Kreuzfahrer an und nahm, je mehr der Urtaden waren, die das Uebel beförderten, härter überhand. Bei ungewohntem Klima und schlechter Kost, mit der sie aus Hunger in wüsten Gegenden, wo schon vorher durch andere ihrer Genossen alles ausgezehrt war, ohne Unterschied vorlieb nehmen mußten, war unter so rauben Säufen auch an Kleinlichkeit und erforderliche Kleidung nicht zu denken. Die Hemden, die man damals trug, waren gewöhnlich aus Wolle, denn Leinwand war zum gewöhnlichen Gebrauch viel zu kostbar und selten. So war i. B. die Gemahlin des König Karls VII. die einzige Person in ganz Frankreich, die zwei Hemden aus Leinwand besaß. Die wollenen Hemden der Kreuzritter nahmen die Anheftungsorte nicht nur leichter in sich auf, sondern sie reizten auch die Entzündung am Leibe des Ausfälligen mehr und machten das Uebel ärger. Hierzu kam noch die völlige Unbekanntheit mit den Mitteln, diese Krankheit zu heilen. Von den zurückkehrenden Wallfahrern wurde jedoch dieser Auslag in alle Länder verbrütet und ganz Europa so damit durchseucht, daß es einige Jahrhunderte gedauert hat, bevor er ausgerottet werden konnte. Da man anfangs kein besseres Mittel zur Verhütung von Anheftungen kannte, so sonderte man nach dem Beispiele der Morgenländer, wie schon Moses verordnet hatte, die Kranken von den Gesunden ab und sperrte sie in sogenannte Auslaghäuser ein. Unter Ludvig VIII. Regierung soll es in Europa über 19 000 dergleichen Häuser und im Jahre 1225 in Frankreich allein mehr als 2000 gegeben haben. Da Schmutz und Uniauberkeit keine geringe Schuld an der Seuche zu haben scheinen, so suchten in Teutshland Fürsten und Geistlichkeit das Mittel durchzuführen, welches Moses seinem Volke empfohlen hatte: fleißiges Baden. Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht: In den Klöstern wie von den Obrigkeiten in den Städten wurden Badestuben angelegt und deren viele durch fromme Stiftungen zu Seelenbädern (balnea animarum) gemacht. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten in den Klöstern oder in den Badestuben der Städte und in Hospitälern umsonst gebadet und hernach gescheit wurden. Um auch den damaligen Ritterstand zu größerer Heiligkeit zu bringen und ihn seiner langen, schmutzigen Jahre zu entwöhnen, wurde angeordnet, daß kein Ritter in einen Erden aufsteigen und kein Knave zum Ritter geschlagen werden sollte, der nicht des Abends vorher sich gebadet und den Bart hatte abnehmen lassen. Erstes geschah mit vielen Ceremonien, um das häufige Baden zur Ordenspflicht zu machen. Sobald man die Wichtigkeit des Badens erkannt hatte, breitete es sich von selbst rapide aus und wurde zur herrschenden Mode. Bald waren auch Brautbäder, das Baden der Hochzeitsgäste und wöchentliches Baden der Handwerksgehilfen nicht nur im Gebrauch, sondern arteten in Mißbrauch aus. Letztere forderten von ihren Meistern nicht allein wöchentliches Badegeld oder eine Vermehrung des Lohnes, sondern führten für den Sonnabend auch sogenannte Badeschriften ein und ließen früher von der Arbeit, um nach der Badestube zu kommen. Wahrscheinlich schreibt sich hier von der allgemein übliche Brauch und die jetzt geleglich gregelt Vorchrift her, daß in den Fabriken zc. Sonnabends eine Stunde früher als an den anderen Tagen Feierabend zu machen ist. Den um diese Zeit leidenschaftlich aufkommenen Gebrauch, Badesachen zu verdenken, rühte sich die Heiligkeit — selbst Bischöfe — zu Kufe zu machen; so mußten die Bürger von Augsburg ihrem Bischof, so oft er badete, zwei neue Badeschürzen und dem Kaplan 40 s schenken. Am wenigsten aber konnte die Liebe diesen Gebrauch als einen Zweig der Unsitte bezeugung undemust lassen. Wie man nach und nach überhaupt hohen Luxus mit den Badescheidern trieb, so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdies Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit badete, bei welcher Heiligkeit mader geschminkt und gezeichnet wurde, sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitsgäste zum Bade führten und die Braut die beiderseitigen Verwandten mit Badehemden beschenkte. Diese Sitte nahm so überhand, daß die kostloser Kleider-Ordnung von 1581 dem übermäßigen Aufwande Stranfen legte. — Wie alle Ausschreitungen und Uebertreibungen der guten Sache schaden, so auch hier, wo der Mißbrauch bald gegen den rechten Gebrauch gleichgiltig machte und den gänzlichen Untergang herbeizuführen drohte, zumal selbst Aerzte sich wider die Heilsamkeit des Badens zu erklären anfangen, ja es sogar für schädlich ausdrieten. In dem letzten Jahrzehnt ist aus hygienischen Gründen dem Baden ein ganz besonderes Interesse zugewandt worden, und auch in Halle protestirt man ja den Bau einer großen Badeanstalt. Die Badesierlichkeiten der Braut wie der Hochzeitsgäste haben zwar lange aufgehört, das früher übliche Badegeld an den Bräutigam aber ist, obwohl in seiner jetzigen Art wenig kenntlich, in vielen Gegenden unseres Vaterlandes unter den Verlobten noch Sitte.

